

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 70.

Montag, den 22. Dezember.

1924.

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhardt.

(8. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Meinetwegen auch das! So kann ich doch einen gewissen Respekt einem solchen Erfolge gegenüber nicht unterdrücken.“

„Ja, ja — der gebenedeite Erfolg! Der große Gott des Tages! Und wie viele schöne Talente und tüchtige Köpfe kommen niemals an die Oberfläche, weil sie keine Gönner oder kein Geld oder keinen Dufel haben!“ Eugen sprach bitter und hastig.

„Hast du denn Gönner? Nach Geld frag' ich einfach gar nicht, das muß in der Familie Förster erst heimisch werden!“

„Gönner? Ich? Nicht die Bohne! Und danke meinem Herrgott dafür! Nichts Fürchterlicheres gibt's für mich als den Gedanken, sich protegieren lassen zu müssen. Was ich davon zu sehen bekommen habe, wirkte schaudervoll. Ich hab' eben Dufel gehabt.“

„Und echtes Künstlerblut und Talent bis in die Fingerspitzen!“ vollendete die Mutter. „Die Leute reißen sich ja darum, dir Porträt zu sitzen!“

„Daher schon seht die guten Einnahmen!“ Oskar, mit seinem Frühstück fertig, rückte etwas nervös auf seinem Stuhl hin und her. „Sei nur ruhig, kleine Mutter, ich liege dir auch nicht mehr lange auf der Tasche! Und hab' ich erst die sicher in Aussicht stehende Assistentenstelle, dann kann ich dich auch für deine Opfer entschädigen.“

„Sind gar keine Opfer gewesen“, ereiferte sich die Pfarrfrau. „Ich bin sehr gut durchgekommen und hab' mir nichts abgehen lassen dürfen. Schulden freilich und liederliche Lebensführung hatt' ich mir schönstens verbeten, dazu würde es bei mir auch nicht gelangt haben. Aber so seid ihr ja beide nicht. Olga Burkardt und ich haben oft beratschlagt, was wir wohl anfangen, wenn einer von unseren Söhnen sich aufs Lumpen verlegte.“

„Wie Peter das fertigkriegen sollte, ist meinen Augen allerdings verborgen.“

„Peter! Siehst du ihn manchmal in Berlin, Oskar?“ Er hat freilich nie etwas davon an seine Mutter geschrieben.

„Sich in Berlin zu sehen, ist viel verlangt. Ich komme in wenig Kreise, Peter in gar keine — er ist ein Einsiedlerkreb. Und in Konzerten, Theatern und Ausstellungen herumzulaufen, wie er es tut, dazu hab' ich weder Zeit, noch Lust, noch Geld. Peter Burkardt ist aus ganz anderem Stoff geknetet als ich.“

„Ist aber ein Goldjunge und macht seiner Mutter nichts als Freude.“

„Sehr anerkennenswert. Werden wir ihn heute auch auf dem Schlosse finden?“

„Nein, er ist noch nicht da. Übrigens: Schloß? Warum betonst du das so ironisch? Es ist doch ein Schloß?“

„In meinen Augen nicht, aber wir hörten es von Kindesbeinen an so nennen — muß es wohl dabei bleiben.“

„Jedenfalls ist es lieb von Olga, euch beide gleich einzuladen — nun tut mir den Gefallen und seid liebenswürdig, ich hab' mich so auf den Abend gefreut.“

„Wir wären ja Kannibalen, wenn wir unserer

kleinen Mutter diese Freude verderben wollten, nicht, Oskar?“ Eugen sah mit einem gewinnenden Lächeln zu seinem Bruder hinüber.

„Sicher!“ nickte dieser. „Noch dazu mit einer Lodspise im Hintergrund: das geheimnisvolle Mädchen aus der Fremde! Wenn Tante Olga sich da nur nicht einen jungen Basilisten an ihrem vertrauenden Busen wärmt!“

„Was für ein Ausdruck! Junger Basilist! Ein ja reizendes Geschöpf! Psui! Zur Strafe wünschte ich, du verliebstest dich in sie — ach Gott, sie ist ja aber noch ein Kind.“

„Ist über vierzehn Jahr' doch alt!“

„Hör' auf, du raffiniertester Schlingel! Wir werden ja sehen!“

„Oh, — oh“, machte Oskar leise, halb für sich, halb zu Eugen, als die drei gegen halb fünf Uhr die südwärts gelegene Veranda im Wittenberger Herrenhause betraten. Es gab auch einen sehenswerten Anblick. Frau Olga in Weiß, Lydia in Weiß — beide nebeneinander auf der obersten Stufe der Verandatreppe stehend, zum Empfang der Gäste bereit. Die Pfarrfrau raunte noch ein hastiges: „Was hab' ich euch gesagt? Hab' ich wohl übertrieben?“ Dann war man vereint, und es ging ans Begrüßen und Vorkstellen.

„Es war sehr gütig von Ihnen, anädige Frau“, begann Oskar, sich über Olgas dargereichte Hand neigend.

Beide Frauen unterbrachen ihn — Olga in hellem Erstaunen — mit: „Aber was soll denn das heißen?“

Klärchen in heller Entrüstung mit: „Junge, du bist wohl verrückt?“

Die Schloßfrau hatte die beiden Knaben aufwachsen sehen; sie waren drei- und fünfjährig gewesen, als sie heiratete. Es verstand sich von selbst, daß sie „Tante Olga“ sagten, im Schloß ihre zweite Heimat fanden und mit Peter spielten, sobald er dazu imstande war. Jetzt freilich hatte man einander jahrelang nicht gesehen. Frau Burkardt hatte einmal eine Badereise unternommen, ein andermal ihre schwertrante Mutter pflegen müssen. Sie fand die Pfarrsöhne, die ihr als unreife Jünglinge in der Erinnerung standen, gewaltig verändert — auf eine so persönliche Anrede war sie aber keinesfalls vorbereitet gewesen.

„Ich konnte doch nicht wissen, ob es mir noch gestattet sein würde, so vertraulich wie früher aufzutreten.“

Wenn dir noch eine lebendige Erinnerung meiner Wesensart geblieben wäre, hättest du dies recht gut wissen können, Oskar!“ sagte Frau Olga lächelnd.

„Wie steht es denn mit dir, Eugen? Bin ich dir auch inzwischen zur gnädigen Frau geworden?“

„Ich wollte Tante Olga sagen!“

„Recht so. Nun laßt euch beide einmal anschauen! Du bist ja ein wahrer Riese geworden, Eugen! Die kleine Mutter wird es nicht leicht haben, wenn sie so zu dir emporschauen muß.“

„Ach was, ich werd' schon mit ihm fertig, da können Sie unbesorgt sein. Frau Olga! Grüß Gott, Lydia!“

Das sind nun meine beiden Söhne — hier der Berliner
Medizinmann — dort der Münchener Maler! Und dies,
Jüngens, ist Frau Burtardts neue Tochter!

Lydia brachte einen sehr anmutigen Knir zustande.
In ihr war nichts von der landläufigen Verlegenheit
und Eüigkeit vierzehnjähriger Mädchen. Der Verkehr
mit jungen Männern war ihr etwas Neues, sie blieb
aber vollkommen unbefangen, und selbst Ostars scharf
beobachtendes Auge vermochte keine Spur von Koket-
terie oder von geziertem Wesen an ihr wahrzunehmen.

„Die berühmten Bittenberger Kaffee!“ sagte Eugen
erfreut. „Die gibt es in München nicht.“

„Aber du lebst gern dort!“ Frau Olga wies den
Gästen ihre Plätze an, Lydia goß den Kaffee in die
feinen japanischen Tassen.

„Liebend gern!“ betonte der Gefragte. Solch kolos-
sale künstlerische Anregung, solch beständiges Zufließen
neuer Eindrücke findet man nur in München.“

„Was du aus eigener Erfahrung freilich nicht be-
urteilen kannst!“ warf Oskar ein.

„Ebensowenig wie du den alleinseligmachenden Ein-
fluß Berlins auf dein Metier!“ entgegnete Eugen ruhig.
„Ich habe genug Studiengenossen in München, die es da
und dort probiert haben, deren Urteil mir wichtig ge-
nug ist, um mich ihm anzupassen. Ich würde sagen:
Komm und überzeuge dich selbst! wenn ich nicht wüßte,
daß du dafür weder Zeit noch Neigung hast!“

„Unmittelbar vor den zwei letzten Stationen zum
Staatsexamen vor allem keine Zeit!“ betonte Oskar.
„Und Neigung? Ja — — lieber Gott — —“

„Tante Olga, du hast dich gar nicht verändert in die-
sen Jahren — wie viele sind es denn?“ Eugen war
bemüht, die römische brüderliche Note zu bannen.

„Daß einmal leben; vier — nein, fünf Jahre! Fünf
sind es bestimmt. Nicht verändert, meinst du? Nun,
wenn ein Maler das feststellt, dürfte es am Ende richtig
sein. Mich wundert es aber doch, denn über Rosen ist
mein Lebensweg inzwischen keineswegs gegangen.“

„Ich weiß, Mutter hat uns immer getreulich über
dich berichtet. Du bist eine tapfere Natur! Bei dir
heißt es nie Hindernisse umgehen, sondern immer sie
überwinden!“

Freundlich nickte Frau Burtardt: „Ich meine, das ist
unser aller Pflicht.“

„Ach Gott, Tante Olga, was bist du doch, nimm es
mir nicht übel, für eine altmodische Frau!“ sagte Oskar.
„Pflichten! Heutzutage! Ich bitte dich! Das Wort
existiert kaum mehr — es wird nur noch von Rechten
geredet!“

„Existiert es auch für dich nicht mehr, Oskar?“ Der
Gefragte zuckte die Achseln. „Da ich mich entschlossen
habe, Medizin zu studieren, so muß ich schon in die-
ser Hinsicht ein unmoderner Mensch bleiben!“

„Siehst du! Das wollte ich nur wissen!“ Frau
Olga sagte es sehr heiter. Ihr gefiel Eugen, ihr gefiel
auch Oskar.

„Ist niemand mehr Kaffee? Trinkt niemand mehr
Kaffee?“ erkundigte sie sich. „Dann machen wir einen
Gang durch den Park, und ihr sucht die Plätze auf, wo
ihr als Jungen mit Peter Indianer gespielt habt.
Tätowiert hattet ihr euch — scheußlich anzusehen! Und
so viel Pferdehaare als Skalps am Gürtel.“

„Das Anpinseln hatte ich übernommen“, meldete sich
Eugen. „Peter hielt tapfer still, als ich an ihm herum-
tastete. Aber das Indianergeheul besorgte Oskar am
besten — die Leute lachten einmal zusammen, weil sie
glaubten, ihrem jungen Herrscher würde ein Leid an-
getan.“

Lachend machte man sich auf den Weg. Olga hatte
in Frau Klärchens Arm ein und winkte Eugen an ihre
Seite. Oskar machte mit Lydia den Beisatz.

„Nun, mein Fräulein“, begann er in dem pointiert
höflichen Ton, den er einem halben Kinde gegenüber für
angebracht hielt, „wie sagt Ihnen das Leben hier zu?
Wie gefällt Ihnen das Meer, Land und Leute und
alles?“

Sie musterte ihn etwas geringschätzig aus ihren
großen, stolzen Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte unserer Weihnachtsbräuche.

Unsere Weihnachtsbräuche haben eine lange und wechsel-
reiche Vergangenheit. Der eigentliche Ursprung des Weih-
nachtsfestes ist wohl in dem fröhlichen Saturnalienfest, das
von den Römern um die Wende des Jahres gefeiert wurde
und der Hoffnung auf das Wiedererwachen der leben-
dendenden Natur galt, und dem Zustand der alten Germanen
zu suchen. Das Fest zeichnete sich besonders durch große
Schmausereien aus, und deshalb ist es gar nicht verwunder-
lich, daß der heilige Abend noch heute in manchen Orten
Norddeutschlands Bollbutsabend (Voller-Bauch-Abend) ge-
nannt wird.

Die christliche Kirche paßte diese Feste ihrer eigenen
Entstehungsgeschichte an und feierte das erste ausgeprochene
Weihnachtsfest, das allerdings auch noch der Jahreswende
aalt, im 4. Jahrhundert und natürlich in Rom.

Langsam haben sich dann im Laufe der Zeit, viel lang-
samer als gewöhnlich gelaubt wird, unsere heutigen lieben
Weihnachtsbräuche entwickelt und durchgeleitet. Das man
sich Weihnachtsgebräuche schiedte, wie die Römer zu Neujahr,
Geschenke, die schon durch ihren Namen Zuckersack (wie Zuck-
hock und Zuckbrot) ihren Zusammenhang mit dem alten
Sonnenfest wachhielten — in Nordland heißt Weihnachten
Julen — wird in Handschriften ums Jahr 1400 bezeugt, und
Weihnachtsmärkte, wo solche feilgehalten wurden, kommen
zuerst im vielzeugrohen Nürnberg im 17. Jahrhundert vor.
Schon die damaligen Kinder glaubten, daß das Christkind
sie dort (auf dem Nikolausmarkt) für sie zusammenkaufe.

Im 30jährigen Kriege wird von solch altem Brauch
nicht viel übrig geblieben sein; aber daß er sich wenige
Jahrzehnte später wieder Geltung verschaffte, mag auch
heute für viele hoffnungslose Gemüter Trost und Beruhigung
sein. Die Weihnachtsfeierlichkeit des Christtums selbst ist aber
trotzdem nicht so allgemein bekannt gewesen, wie man an-
nehmen möchte, in manchen Landesteilen, wie etwa im
Bodenischen, war es noch um die Mitte des vorigen Jahr-
hunderts als Gabenbringer unbekannt. Dieses Amt hatte
Knecht Rupprecht oder Buzemann oder Santi Klaus (Sankt
Nikolaus), auch Butterklas und Belzmarte oder wie der
„Sonnenwurm“ sonst genannt wird. Gestalten, die mit
dem alten mehr oder weniger von der Kirche übernommene
Götterglauben zusammenhängen, wie denn auch der alte
wilde Jäger Wotan in diesen Tagen als Schimmelreiter
sein Wesen oder Anwesen trieb. Vermummung und Scherz
und Rederei, wie sie ganz den römischen Saturnalien ent-
sprechend herrschten, gab es nicht nur bei den Buzemännern,
alt und jung wetteiferte in Verkleidung, und so haben sich
wohl die schon früh beliebten Weihnachtsspiele entwickelt,
die das Geburtswunder zum Gegenstand hatten und dann
auch in die Kirchen eindrangen, wo sie allmählich nicht
selten Anlaß zu Argernis und Anfeindung gaben.

Überall leuchtet altes Kulturgut, alter Zusammenhang
mit der Sonnenkraft, mit der befruchtenden Natur und ihren
Gottheiten durch die christliche Legende hindurch. Sollte da
die Beziehung zu Baum und Strauch fehlen, wo man beim
römischen Neujahrsteite schon die Halle des Hauses mit
Lorbeer- und Eibaumzweigen geschmückt hatte, wo der
deutlich-nordische Brauch, grüne Zweige an Wand und Tor
zu hängen oder im Innern aufzustellen, sicherlich auf uralte
Gewohnheit und mythische Vorstellung zurückgeht? Der
gegebene Mittelzweig, das Symbol der Wiederbelebung der
nahenden Sonne, der allheilenden, wird zum Fest ge-
sammelt, wie er schon im griechisch-römischen Altertum als
wunderwirkend gegolten hatte, und das Haus durch ihn ge-
weicht. In England, wo die Mittel heute das übliche Weih-
nachtslaub ist, wurde im 15. Jahrhundert am Feste in der
Regel Efeu und Stechpalme benützt, und eine Stech-
palme, mit Bändern und allerhand Scherz und Kurzweil
geschmückt, pflegten die Mädchen in den Vogeln auf den
Dachbäumen zu stellen.

Aber diese Bräuche und auch der Weihnachtsbaum mit
Tannenzweigen galt lange als heidnisch und unchristlich. So
predigte Geiler von Kaisersberg in Strassburg gegen die
heidnischen Weihnachtsbräuche, gegen die Tannenzweige in
den Stuben. Die Zweige, die auch schon in buntem Schmuck
erscheinen, und die damit zusammenhängenden Bräuche,
ursprünglich verschiedenen Winterfesten eigentümlich, gingen
nach und nach auf Weihnachten über, „das die bestehenden
Winterbräuche immer mehr zu sich hinüberzog“, und von
diesem führt nun ein Weg, dessen Lage und Länge wir nicht
kennen, zum Weihnachtsbaum, der für unsere Kenntnis,
mit Äpfeln, Zischgold, Zuckerwerk und bunten Papierrosen
behangen, im Jahre 1605 in Strassburg das Licht der Welt
erblickte.

Aber Allgemeingut des Volkes war der Weihnachtsbaum
auch in der Zeit seines Lichterlamudes noch nicht geworden;
wie ein (alleinstückig Strassburger) Theologe um die Mitte
des 17. Jahrhunderts ihn „unter anderen Lappalien“ der
Weihnachtszeit als Kinderspiel erwähnt und unwillig dar-
über schimpft, so fordert noch der aus dem Goethe-Kreis be-
kannte Herr v. Wedel, Karl Augusts Oberforstmeister, Maß-
regeln gegen die „Barbarei“, Bäume zu solchen Treenen zu
fällen. Goethe selbst hatte den ersten Weihnachtsbaum erst
in Leipzig zum erstenmal gesehen, wie er denn zu jener Zeit
noch in verschiedenen Teilen Deutschlands nur dem Namen
nach bekannt war, „zu Hause“ hatten weder er noch Schiller
ihn kennen gelernt. Er muß wohl aber besonderen Eindruck
auf den jungen Goethe gemacht haben, denn er hat, während

in unserer Zeit in Völkern, Paule es seinen Weihnachtsbaum gab, in derber Weise seiner und seines Hauses Liebe voll gedacht und ihn somit eigentlich die deutsche Literatur eingeführt.

Auch heute gibt es noch Gegenden im Reich, wo wir ihn nicht antreffen, und auch die Bescherung findet abentheuer der großen Straße, wie in Schwarzwaldsdörfern und in der Rineburger Heide, nicht Weihnachten, sondern Neujahr oder jedenfalls um die Jahreswende statt, gerade so wie es in Rom gewesen war.

Die Kunst des Schenkens.

Von Karl Wibel.

Weihnachten, das lichte Fest holdseliger Liebe, löst überall das Bedürfnis aus, die Mitmenschen durch Geschenke zu erfreuen. Das Bewußtsein, dem anderen eine Freude bereiten zu haben, ist uns Lohn genug. Wir Kinder des Heute sehen diesen so oft geübten Brauch als etwas Selbstverständliches an und wiegen uns in dem Gedanken, daß es zu allen Zeiten so gang und gäbe gewesen sei. Daß dem nicht so ist, lehrt uns ein zurückschauender Blick auf die Entwicklung der Kultur. Ehedem kannte man das Wort schenken in der heutigen Bedeutung nicht. Wohl war ein Geben bekannt, das sich auf Verpflichtung gründete, wie sich ein leibweises Überlassen, das ein allzeitiges Zurückfordern einschloß, auch schon damals fand. Von einem Geben ohne Gegengabe konnte jedoch noch nicht gesprochen werden.

Viele Jahrtausende waren erforderlich, bis sich die Menschen das Schenken im heutigen Brauch zu eigen machten. Wenn die Helden bei Homer Geschenke gaben, so verlangten sie auch ein Gegengeschenk. Wenn im Mittelalter die Sänger, Ritter, Knechte auf Geschenke bestanden, so lehen sie darin ihren Lohn. Ihr Dienst, so vielseitig er auch gewesen sein mag, wurde auf diese Weise bezahlt, damit sie ihren Lebensunterhalt bestreiten konnten. Es war eben eine Abfindung in Naturalien, da man andere Wertmittel damals nicht zur Hand hatte.

Das Wort schenken hat im Mittelalter in dem Begriff einschalten, das seine Bedeutung eigentlich noch nicht verloren hat, wenn man davon abliest, daß Feuerung und geringer Grad von Güte den Genuß von Getränken stark einschränken. Wein und Bier wurden im Mittelalter eingekauft, ohne daß man auf eine gleichwertige Gegenleistung sah. Sie waren überlassen, waren geschenkt. Aus dem Verhältnis der Pflicht schreiten wir also zu dem der Güte, der Gnade. Wenn wir jedoch von Geschenken hören, die die Abhängigen ihren Herren, den Fürsten und Klöstern liefern mußten, so dürfen wir darin nur eine besondere Form von Steuern erblicken. Die Heilslehre des Christentums hat hier fördernd mitgewirkt, um dem Ausdruck Geschenk zu seinem jetzigen Sinn zu verhelfen. Der reiche Besitzer gab von seinem Eigentum, das er ja nur als ein Lehen Gottes betrachtete, und der Bettler glaubte ein Recht zu haben, von ihm Almosen zu verlangen.

Im alten Rom beschenkte man sich zu Neujahr. Die Beamten und Angestellten erhielten besondere Gaben, die seinen eigentlichen Lohn darstellten, da sie ihn schon eingetribben hatten. Von hier aus hat sich diese Sitte bei uns eingebürgert. Da die Kirche später den Jahresanfang auf Weihnachten legte, wurden die Vergünstigungen an diesem Tage entrichtet. Eigentlich war dies auch der beste Zeitpunkt, denn man war in der Lage, den Gewinn des vergangenen Geschäftsjahres am besten zu überschauen. Auch der Lohn an Knechte und Mägde wurde früher an diesem Feste ausgegeben, da die ruhige Winterszeit die beste Zeit dazu war. In diesen Orten wird dies nun zu Mariä befestigt. In alten Urkunden wird berichtet, daß auch hier oft des Guten zu viel getan wurde. Daher werden nach unserem heutigen Geschmack kräftige Worte gebraucht, um diesem Unwesen zu steuern. Man geht von der Überlegung aus, daß der Mensch in seiner irdischen Sphäre nicht genug bekommen könne, was ja auch heute noch zutreffen soll.

Vielleicht wäre das Schenken in unserem Vaterland in der jetzigen Weise nie geübt worden, wenn man das Weihnachtsfest nicht zum Fest der Kinder gestempelt hätte. Der heilige Martin und der heilige Nikolaus hatten ehedem unseren Kleinen milde Gaben vor die vielwütigen Hände gelegt. Sie mußten ihre Rollen an das Christkindlein abtreten. Dem 18. Jahrhundert war es vorbehalten, uns den Begriff des uneigennütigen Schenkens zu lehren. Heile Freude in den blauen Kinderaugen beim glühenden Tannenbaum zu beobachten, war den Erwachsenen Gegenleistung genug.

Auch die Erwachsenen bedenken sich an diesem hehren Feste mit Gaben der Liebe. Man soll nur schenken, weil man will, nicht, weil man muß. Das freiwillige Moment darf also nicht außer acht gelassen werden. Gib nur Gegenstände, die von Dauer sind, damit sich ein liebliches Erinnerungsbild an den hochherzigen Geber hinüberträgt. Denke bei der Auswahl deiner Geschenke nicht nur an den Leib, sondern vornehmlich an die Seele, der Gewinn ist meist größer. Kaufe keinen Kirsch, sondern nur Baren, die dir ein ehrendes Zeugnis ausstellen. Hier gilt das Wort: Zeige mir, was du schenkst, und ich will dir sagen, wer du bist.

Überlege vorher reiflich, wie du deine Gabe überreichen willst, denn viele Menschen flehen nun mal an der Form. Dann vor allem eins: Denke auch an unsere wirtschaftliche Lage und wähle nur ein Erzeugnis, das dieser entspricht.

Vielen Menschen könnte man noch eine kleine Anweisung und sie könnten immer noch keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Du hast wohl das Richtige gewählt, wenn die Gabe, die du einem Mitmenschen in selbstloser Liebe verschickst, bei dir große Freude auslöst, wenn sie dir gelohnt würde. Aus alledem geht hervor, daß Schenken eine Kunst ist, die schwer zu erlernen ist, wenn es überhaupt möglich ist. Übe diese Kunst! Dir blinken freudige, dankbare Kinderaugen und offene Erwachsenenherzen entgegen. Du schlägst manche Brücke zum Nebenmenschen, du knüpfst seine Bänder zu seiner immerwährenden Freundschaft der Seelen, die reichlich Segen, Glück und Barmherzigkeit und dem Weihnachtsfest die richtige Weihe gibt.

Schwedische Weihnachten.

Von Meta Schura.

Wer als Deutscher Gelegenheit — ich möchte fast sagen! — das Glück — hatte, in Schweden das Weihnachtsfest zu feiern und die einzigartige Gastfreundschaft jener liebenswürdigen, gastfreundlichen und hilfsbereiten Menschen kennen zu lernen ist überrascht, wieviel Sitten und Gebräuche sie mit dem Deutschtum verbinden, und man fragt sich, namentlich im Hinblick auf die unbestreitbaren Sympathien, welche die Schweden für Deutschland hegen, wie es möglich ist, daß bislang noch kein innigeres, beralicheres Verhältnis als es zurzeit besteht, zwischen diesen beiden Nationen zustande gekommen ist.

In Schweden wie in Deutschland bildet der im Lichterglanze erstrahlende Weihnachtsbaum den Mittelpunkt des Christfestes; in keinem anderen Lande sonst ertönt er sich bei alt und jung einer so weitreichenden Beliebtheit. Wie bei uns mit Pfefferkuchen, Süßigkeiten verschiedener Art und allen nur erdenklichen Erzeugnissen der Christbaummachindustrie — vorzugsweise der thüringischen — ausgestattet, brinat er insofern eine Abwechslung in das buntdüsternde, glitzernde Bild, als seine Äste mit kleinen, papiernen Nagaenähnchen in den Farben der befreundeten Nationen geschmückt sind. Von jeher waren die deutschen weitaus in der Überzahl. Die besondere Liebe zum Weihnachtsbaum, der ja bekanntlich deutschen Ursprungs ist, drückt sich in einem Brauch aus, der geradezu rührend anmutet. Der Weihnachtsbaum wird nachdem seine Äste mit Lichtern angezündet sind, mitten in die Stube gestellt, worauf sich alle Anwesenden, die Erwachsenen natürlich mit eingeschlossen, die Hände reichen und ihn im lustigen Reigen umtanzen, wozu sie ein anmutiges Tanztied singen, das den Weihnachtsbaum willkommen heißt und seine Schönheit und Herrlichkeit beaehtert preist. Ein ähnliches Lied, nur daß es dem Abchied gilt, wird anerkimmt, wenn der Weihnachtsbaum seinen Zweck erfüllt hat und nach einigen Wochen, seines Schmuckes beraubt, über die Vergänglichkeits aller irdischen Glanzes nachsinnen kann. Den Feuerort braucht er in Schweden aber nicht zu erleiden, wie das bei uns so üblich ist; dort wird er nicht zerstückelt und zum Heizen verwandt, sondern im Triumph von den Kindern in den Hof getragen, nochmals jubelnd umtanzt und dann mit den anderen Weihnachtsbäumen des Hauses unter lustigen Hurraufen zu einem mächtig hohen Haufen gestürzt, den später irgend eine Transportgesellschaft verschwinden läßt.

Abweichend von der deutschen Sitte, das Christfest im engen Familien- und Freundeskreise zu feiern, wird am Weihnachtsabend in Schweden umfassenste Gastfreundschaft geübt. Verwandte, Freunde, Bekannte, Nachbarn werden gegenseitig eingeladen und aufs reichhaltigste bewirtet. Man kann sich leicht vorstellen, welche Strapazen ein Magen auszuhalten hat, wenn er vor die Aufgabe gestellt ist, die Tafelherrlichkeiten, die von etwa einem Dutzend befreundeter, aebstfroher Familien geboten werden, in sich aufzunehmen. Die schwedischen Feiertafeln, auch in einfachen Kreisen, bilden nämlich ein Kapitel für sich. Die in Deutschland gleichfalls wohlbekannten schwedischen Platten selbst die größten und abwechslungsreichsten von ihnen, bieten nur einen schwachen Abganz davon. Eine richtige schwedische Tafel — und sie sind fast durchweg „richtig“ — ist buchstäblich zum Brechen voll. Was menschliche Phantasie ausdenken, was raffinierteste Zubereitungs-kunst aufbieten kann, um den Gaumen zu tadeln und die Geschmacksnerven in Aufruhr zu versetzen, auf einer schwedischen Weihnachts-tafel gibt es sich ein Stellbild ein. An Gebäck findet man neben dem tiefdunklen nationalen „Knädebröd“ (flachen, runden, etwa einen Finger dicken, in der Mitte mit einem Loch versehenen, sehr harten Scheiben aus Brotteig von ungefähr 30 Zentimeter Durchmesser) noch Kugeln und tiefgelbe Safranbrötchen, Kuchen, wie wir ihn verstehen, tritt weniger in die Erscheinung. Rosinen- und Mandelstollen sind ästhetisch unbekannte Größen. Wer sich zum Kaffee gern etwas Schöneres leisten möchte, muß sich mit gewöhnlichem Kaffeegebäck begnügen, das allerdings an Güte und Verschiedenheit mit unsern deutschen Spezialitäten, wie sie eine wohlkulturierte deutsche Konditoreitafel beispielsweise bietet, nicht im entferntesten weichen kann. Dem schwedischen Gaumen laßt eben mehr das derbe „Knädebröd“ zu, dessen Fermalung aber ein Gebiß von der Stärke und Güte erfordert, wie es den Schweden eignet; ein wenig hartes Zahnmateriale würde den Kampf mit dieser Prothetik schwerlich ohne Verluste aufnehmen. Um aber auch deutschen Gebissen gerecht zu werden, haben sich allerorts deutsche Bäder angeeignet, die auf Bestellung ihren Landsleuten das heimatische weiche den Zahnwunden

Denkmal anstattliche Brot kochen, das sonst in Schweden nicht zu finden ist.

Der besondere Vorliebe der Schweden für Fleisch und namentlich Fischgerichte verleiht die Weihnachtstafel natürlich besonderen Ausdruck. Zu den Fleischgerichten, wie wir sie auch in Deutschland lieben, gesellen sich Fischweissen, die man bei uns nicht einmal dem Namen nach kennt, geschweige denn ansetzen hat. Sie alle aufzuführen, würde hier zu weit führen; allein es soll doch wenigstens gesagt werden, daß ganz besonders bevorzugt und selbst in den kleinsten Haushalten zu finden sind: die rosaen, sehr zartenreichen, Dillseetrabben, Schweden in Dilltunke, selbstbereiteter Kaviar aus Dorschrohen, mit aromatischem Sackentzahn eingelegetes Krebsfleisch aller Art und — merkwürdigerweise — mit Leberpastete gefüllte — Oliven. Die Einleitung des Weihnachtsmahles bildet eine Schüssel „Weihnachtsrühke“, hergestellt aus der gewöhnlichen, auch allen Deutschen wohlbekannten Grütze, die jedoch durch Verwendungs von allen möglichen Gewürzen, Kräutern und fettigen Zutaten zu einer Festweise gestaltet ist.

Eine so reich bestellte Tafel zieren selbstverständlich auch die Getränke: Weine, alle erdenklichen, den unterirdischen Göttern Rechnung tragenden Liköre, „Liquorstränge“, mit welchem Namen man in Schweden Selterwasser, Sodawasser, Limonaden und ihre Abarten bezeichnet, und selbstverständlich auch der weltbekannte „Schwedische Punsch“, einer köstlichen, eigenartigen, niemals heiß, sondern stets eisgekühlt genossene Likör, der in Schweden freilich nur zum Kaffe oder zu einem Glase Selterwasser getrunken und bei solcher Verwendungsart allerdings in unheimlichen Mengen konsumiert wird. Die Vorliebe für den Alkohol ist auch eine Eigenschaft, die bei den Schweden nicht minder häufig anzutreffen ist, wie bei den stammesverwandten Deutschen, wenn die Vorfahren der ersteren auch nicht zu beiden Seiten des Rheins ihre Wohnstätten hatten. In Deutschland wird der Schwedische Punsch für gewöhnlich ohne ein Beisetztrunk genossen, und mancher Genießer hat dann erfahren müssen, ein wie heimtückischer, den Geist schnell umnebelnder Geistes dieser „Svensk punch“ ist.

Natürlich ist eine Festtafel, die solche Köstlichkeiten bietet, entsprechend geschmückt. In der Hauptsache finden sich die Tischdecken Verwendung. Hier allerdings nur schwedische und deutsche, während die anderen Nationalitäten auszeichnet. Das Ganze wird vom Richte vieler Kerzen überstrahlt, die reihenweise von hölzernen, geschnitten und vollständig bemalten uns Deutschen von schwedischen Bildern her bekannten, araken Leuchtern getragen werden.

Dah ein so gastfreundliches, gästliches Volk, wie die Schweden es sind, auch die Tiere zu Weihnachten nicht vergißt, ist selbstverständlich. Alle Haustiere haben ebenfalls ihre araken Festtage. Und den Vögeln, die im nördlichen Schweden im Winter ungleich mehr zu leiden haben als bei uns, wird eine arake Garbe von noch vollgefüllten Ähren auf den Balken oder einen sonstwie geeigneten Ort gestellt.

Eines Zaubers aber entbehrt das schwedische Weihnachtsfest. Das liebliche, poeieumwobene Christkind spielt dort nicht dieselbe arake Rolle wie bei uns. An seiner Stelle wirkt und waltet der Weihnachtswern, der im übrigen ungetrübte, die gleichen Pflichten und Rechte hat wie unser deutscher, mit Gaben vollbesetzter, von unartigen Kindern wohl gefürchteter, im Grunde aber ungemeinlicher Weihnachtsmann Anrecht. Das Fehlen des Christkinds hat zur Folge, daß das schwedische Weihnachtsfest nicht mit derselben Poetie erfüllt ist und auf die kindliche Phantasie nicht in so unheimlichem Maße einzuwirken vermag, wie die deutsche, in ihrem Meien unverfälschte Feier der heiligen Nacht.

Neue Bücher

Zwei schöne Bilderbücher.

„Vom Mäuschen und Rittwürstchen“ mit Zeichnungen von Elsa Esaruber. Die Feinheit der Phantasie und der Zeichnung, die Elsa Esaruber für die Illustrationen dieses alten viel zu wenig bekannten Märchens eingebracht hat, das das Zusammenleben von Mäuschen und Rittwürstchen beschreibt, die Sonntags immer umschicht in die Kirche gehen, während der zu Haus Bleibende die Suppe kocht, ist verblüffend. Ohne Übertreibung kann man dieses Buch ein kleines Bilderbuch-Zwiel nennen. — „Der Heuschreck und die Blumen“. Erzählung von Max Dingler, mit Zeichnungen von Elsa Esaruber. Dies fein durchdachte Bilderbuch bringt das Leben der Blumen und Insekten im Wandel der Jahreszeiten den Kindern näher. Ernst Dingler gibt wundervoll abgestimmte Schilderungen der Kleinwelt der Natur. Die Zeichnungen, die Elsa Esaruber zu diesem Buch gemacht hat, sind kleine Kabinettstücke ersten Ranges. Beide Bilderbücher sind in dem bekannten Nürnberger Bilderbücher-Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O. erschienen.

Steinhardts Afrikabücher.

Der Name Steinhardt hat im Deutschen Lande bereits einen guten Klang. In allen Volkstreifen liest man seine Afrikabücher, die zum Besten gehören, was in deutscher Sprache über unsere Kolonien geschrieben ist. Aber nicht nur den Freunden Afrikas, sondern überhaupt allen denen, die Steinhardt aufs wärmste empfehlen, die abseits vom Tane

richterliche Erbauung durch das Leben, wie es wirklich ist, suchen. In vierter verbesserter Auflage erscheint jetzt bereits sein bekanntes Buch „Vom wehrhaften Kiesen und seinem Reiche“ mit packenden Jagderlebnissen und interessanten Naturwilderungen aus dem Kaosfeld (Süd-West) im Afrikanien, Hamburg 1. Zu gleicher Zeit aber erscheint von ihm ein neues Buch „Der Hornvillenbod und andere Jagderinnerungen“ mit Buchdruck von H. A. Mischenborn, bei J. Neumann in Neudamm, das den zahlreichen Freunden seiner Bücher einige erlebnisreiche Stunden bereiten dürfte.

* „Aus einem Künstlerleben“. Von Waldemar Meyer. (Verlag von Georg Stilke in Berlin.) Der einst vielgenannte Gelehrte Waldemar Meyer erzählt hier in zwar stilistisch etwas unbetimmter, aber ganz anschaulicher Weise von seiner schweren Jugendzeit, seiner Verbräut bei Josef Joachim, seinen Kunstreisen durch Frankreich, England und Rußland und seinem langatmigen musikalischen Wirken in Berlin. Eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten der letzten Jahrzehnte, mit denen der Verfasser, wenn auch meist nur flüchtig, in Berührung trat, geben dem Büchlein einen interessanten Einschlag, den der Verlag durch Einfügung von 25 Porträtbildern zu vertiefen strebt. O. D.

* „Die Musik der Sinne“. Von Adolf Weismann. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Das Werk umfaßt 3 Einzelteile: „Der Virtuose“, „Die Primadonna“ und „Der kinnende Garten“ (ebendort im Verlag von Callier, Berlin erschienen). Die genannten ersten Teile sind schon bekannter; im kinnenden Garten wird das dort den nachschaffenden Künstlern eingeräumte Geistesgebiet noch erweitert; Weismann wird zu einem enthusiastischen Künstler der Macht des Gros — der sinnlichen, intellektuellen Seite in der Musik — dieser Macht, welche auch für das Leben so vieler schaffender Künstler Bedeutung gewann und ihr schöpferisches Wirken mitbestimmte. Mozart, Chopin, Beethoven, Liszt, vor allem Richard Wagner, aber auch d'Albert Strauss u. a. treten im kinnenden Garten in den Vordergrund; den Hintergrund bildet zugleich wie von selbst ein interessantes Stück Kulturgeschichte, Neben dem Geist und Wissen und dem blendenden Stil Weismanns erfreut noch besonders sein ungetrübter Kreismus; er entwirft und bekennt wo andere ästhetisch verfeinern und vermurmen. O. D.

* „Alexander 2. Kiefland“. Kings um Napoleon. Letzte verbesserte Auflage (23.—25. Tausend). (Georg Meierburger, Verlag Leipzig.) Diese gewaltige Biographie enthält eine Blatte der historischen Darstellung, die dauernd in der Erinnerung haften. Jeder der Generale, der Marschälle des Kaiserreiches ist scharf und klar mit festen Strichen charakterisiert, und so schwer es ist, unter dieser ansehnlichen Umarmung Napoleons sich zurecht zu finden, Kiefland versteht es, mit einfachen Mitteln, jeden zu individualisieren, jeden in das Licht zu rücken, das von dem ausgeht, um den sie sich alle gruppieren: von Napoleon. Das Werk wirkt heute stärker noch als vor Jahren bei der ersten Feltüre.

* „Die Geschichte des deutschen Glaubens“. Von Geheimrat Professor Dr. H. v. Schubert. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Eine Geschichte des deutschen Glaubens war bisher noch nicht geschrieben. Und doch ist die Gestaltung des religiösen Lebens in Deutschland für die Entwicklung des deutschen Menschen von grundlegender Bedeutung gewesen. Gewiß ist Religion Gemeingut. Aber ein Bild auf die verschiedenen christlichen Völker zeigt sofort, wie das Christentum bei diesen im Laufe der Jahrhunderte verschiedene politische Stadien angenommen hat. Verfasser zeigt nun zum erstenmal, wie unter religiösem Leben schon im germanischen Zeidendum gewisse Grundtöne deutscher Frömmigkeit erkennen läßt von welcher Bedeutung es gewesen ist, daß die Germanen das Christentum in den Formen des römischen Katholizismus übernahmen, und wie allmählich sich der deutsche christlich-religiöse Geist durch diese Hilfe zur biblischen Menschenreligion sein und damit zum Protestantismus durchdrang. In diesem Werke wird in muteralltäglicher Weise eine Synthese deutschen Geisteslebens unter der Einwirkung der Religion gegeben. Das Werk ist in klarer, schöner Sprache geschrieben, so daß es jeder Gebildete mit Genuß lesen wird.

* „Crittenden Marriot: Die Insel der verlorenen Schiffe“. Roman. Ins Deutsche übertragen von Ottomar Reichard. (Kurt Ehrlich, Verlag Berlin.) Mitten im Atlantischen Ozean, von uralten Seemannslagen umwoben liegt das Sargassomeer, eine gewaltige, von Algen bedeckte Wasserfläche, von der Schifffahrt ängstlich gemieden. Alles, was in Nord und Süd, in Ost und West auf den Meeren strandet, wird früher oder später in das Sargassomeer hineingetrieben. In diese geheimnisvolle Welt führt uns Crittenden Marriots kühne Phantasie. Im Zentrum des Sargasso meeres liegt, aus Wäds abgebildet, die Insel der verlorenen Schiffe, eine Kolonie von Menschen, mit Geleiten, Nationalhymnen, mit Überfluß an Lebensmitteln und Luxusobjekten, die ihnen regelnmäßig durch die Wäds ausgeführt werden. Die Kolonie bildet einen Staat auf autokratischer Basis. Hauptstadt ist Gorbeg, ein früherer Segelschiffkapitän. Diese Insel wird auf Veranlassung eines amerikanischen Zeitungsförers erforscht. Die abenteuerlichen Erlebnisse, die sich dabei ergeben, werden in atemlosem Tempo stimmungsvoll geschildert.